

VORWORT

Stefan Freund, Meike Rühl, Christoph Schubert

In der römischen Kaiserzeit vollzieht sich ein Paradigmenwechsel im Zeitverständnis: Während die griechisch-römische Antike vielgestaltige, oft zyklische Modelle einer Epochen- und Geschichtswahrnehmung kennt, ist das frühe Christentum geprägt von einer linearen und eschatologischen Zeitvorstellung. Mit der Ausbreitung des Christentums greift daher endzeitliches Denken in der historischen Selbstverortung Raum. Dieser Prozess wird in der Literatur fassbar, insofern darin die eigene Epoche als Endzeit, als Umbruch oder Neubeginn, als Blüte- oder Verfallszeit wahrgenommen oder gedeutet wird.

Diesem Thema widmete sich die Tagung „Von Zeitenwenden zu Zeitenenden. Reflexion und Konstruktion von Endzeiten und Epochenwenden im Spannungsfeld von Antike und Christentum“, die am 10./11. Mai 2012 an der Bergischen Universität Wuppertal stattfand und von der Fritz-Thyssen-Stiftung finanziert wurde.¹

Aus dem gestellten Thema ergeben sich folgende Leitfragen:

Während sich in der jüdisch-christlichen Tradition ein, bei aller Verschiedenheit in der konkreten Ausprägung, übergreifendes eschatologisches und weltgeschichtliches Ordnungsschema herausbildet, findet sich in der griechisch-römischen Antike eine Vielzahl unterschiedlicher Zeit-, und Geschichtskonzepte. Daher ist zu untersuchen, wie sich ein Epochen- und Zeitbewusstsein in der Literatur der römischen Antike konstituiert, wie Umbrüche und Übergänge reflektiert werden, welche ethischen oder ästhetischen Implikationen aus der weltzeitlichen Selbstverortung folgen.

Christliche Literatur steht spätestens seit dem zweiten Jahrhundert vor der Aufgabe, ihr lineares, mehr oder weniger stark endzeitlich ausgerichtetes Geschichtskonzept einem pagan sozialisierten Publikum plausibel zu machen. In ähnlicher Weise müssen auch andere religiöse Sinnangebote wie zum Beispiel der Manichäismus das ihrer Lehre zugrunde liegende Zeitverständnis vermitteln. Näher zu betrachten ist daher schließlich, wie Autoren vor dem Hintergrund eschatologischen Denkens ihre Zeitdeutungsschemata weiterentwickeln und wie sie historische Umbrüche deuten.

Dahinter steht die grundsätzliche Frage: Wie trägt Literatur in Wechselwirkung mit politischen, religionsgeschichtlichen und sozio-ökonomischen Gegebenheiten zur Konstruktion eines Zeit- und Epochenbewusstseins bei? Das Epochen- und das wachsende Endzeitbewusstsein vor und während der Auseinandersetzung zwischen

¹ Herzlich gedankt sei der Fritz-Thyssen-Stiftung ebenso für die finanzielle Unterstützung der Drucklegung. Bei der Erstellung des Manuskripts waren Christoph Buhl, Stefanie Klene, Charlotte Schlie und Martin Schmidt behilflich. Auch ihnen danken wir vielmals.

Antike und Christentum in der römischen Kaiserzeit ist also in mentalitäts- und literaturgeschichtlicher Perspektive näher zu betrachten.

ZEITENWENDEN

Vor dem Hintergrund dieser Fragestellungen werden im ersten Abschnitt ‚Zeitenwenden‘ drei große Epochenwechsel in ihrer Konstruktion und Wahrnehmung betrachtet: die augusteische Zeit, die konstantinische Wende und das Ende Roms.

Die Figur des Oxymorons verwendet Ulrich Eigler in seinem Artikel „Mit Alt mach Neu. Die sogenannte augusteische Zeitenwende als Oxymoron“, um den Umgang des Augustus mit Vergangenheit und Gegenwart zu charakterisieren. Bezeichnend für die Zeitentwürfe der augusteischen Epoche ist laut Eigler einerseits eine Rückwärtsgewandtheit, welche sich vor allem in der Wahl der Figuren Romulus und Numa Pompilius als Referenzpunkte kristallisiert, auf der andere Seite findet man einen Anspruch auf eine neue und bessere Zukunft. Dieser Anachronismus lässt sich vor allem in der Selbstdarstellung des Augustus beobachten: Hier steht ein ländlich-einfacher Habitus des Augustus im privaten Bereich neben den Bestrebungen, mit dem Prinzipat eine neue Herrschaftsform zu etablieren und Rom zu einer Metropole zu gestalten. Für sich genommen ist beides nicht neu, der Diskurs der Einfachheit bereits in der späten Republik vorhanden, Aspekte der Herrschaftsinzenierung aus der hellenistischen Herrschaftsinzenierung übernommen, in der Kombination jedoch ist das augusteische System innovativ. Augustus konstruiert so die Zukunft durch die Geschichte: Wir haben eine großartige Vergangenheit vor uns.

Bruno Bleckmann geht der Frage nach, ob die sogenannte Konstantinische Wende von den Zeitgenossen und den unmittelbar folgenden Generationen als der bedeutende historische Einschnitt wahrgenommen und konzeptualisiert wurde, als der sie sich im Nachhinein dadurch, dass die von Konstantin eingeleitete Christianisierung der Monarchie nicht mehr revidiert wurde, erwies. Es zeigt sich, dass Konstantins Regierung von ihm selbst und seiner Umgebung durchaus eschatologisch perspektiviert und als Beginn einer neuen Konstantinischen Zeit ewigen Glücks beschrieben wurde, die Zuwendung zum Christentum dabei aber ebenso wie andere originelle Züge nur eine untergeordnete, in die traditionelle Topik der Herrschaftsideologie eingebettete Rolle spielten. Zeitgenössische christliche Autoren wie Eusebios von Kaisareia versuchten hingegen, Konstantins Regierung als positive Zeitenwende in ein heilsgeschichtliches Modell einzuzeichnen. Unter den Söhnen Konstantins erlebte seine Zeit und Person eine Phase der Relativierung und Einebnung. Erst die systematische Demontage des Mythos Konstantin durch Julian führt dann in der Zeit der valentinianischen Dynastie zu einer bis heute nachwirkenden doppelten Reaktion, indem in der christlichen Geschichtsschreibung mit zunehmender Hyperbolik die ‚Konstantinische Wende‘ im modernen Sinne konstruiert, in der paganen Historiographie im Anschluss an Julian ein negatives Konstantinbild fortgeschrieben wurde.

Armin Eich beleuchtet in seinem Beitrag den „Untergang des Imperium Romanum in der antiken Literatur“. Er geht aus von einer Spirale des Niedergangs, die

aus militärischen Niederlagen mit desaströsen Folgen für das gesamte Wirtschaftssystem besteht und im dritten Jahrhundert in Gang kommt. Daraus ergibt sich eine dramatische Verschlechterung der Lebensbedingungen für die große Mehrheit der Bevölkerung, die unter Vertreibung, Hunger und unsteten Machtverhältnissen zu leiden haben, während eine kleine politisch-militärische Elite unermessliche Reichtümer aufhäufen kann. In der Literatur finden sich unterschiedliche Modelle, mit dem Erleben dieses Prozesses umzugehen: Eine Gruppe von Autoren des vierten und fünften Jahrhunderts, die literarisch den Geist der Zeit repräsentieren, namentlich Macrobius, Symmachus, Ausonius und Sidonius Apollinaris, blenden die Realität des Niedergangs in ihren Werken weitgehend aus. Eine weitere Tendenz ist zu beobachten: Aus den Chroniken, die selbst epochale Einschnitte wie die Absetzung des letzten römischen Kaisers im Jahr 476 in nüchternen Notizen festhalten, geht diese Haltung auch auf andere Historiographen wie beispielsweise Eugipp und Philostorg über. Eine dritte Gruppe von Autoren, wozu die Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus, Priscus und Orientius gehören, führen ihren Lesern in einer insgesamt klassizistischen Darstellungsweise beeindruckende Einzelszenen vor Augen, in denen sich der militärische Machtverfall und der ökonomische Niedergang plastisch zeigt. Eine vierte Herangehensweise zeigt sich bei den Autoren von Denkschriften: Der dem Kaiserhof nahestehende Vegetius blendet die Realitäten weitgehend aus, während der Anonymus de rebus bellicis und Synesios in seiner Königsrede die Probleme klarer ins Auge fassen. In den offiziellen Verlautbarungen, die einer fünften Kategorie angehören, wird das Unübersehbare als Grundlage für Entscheidungen angeführt, oft mit apologetischer Grundtendenz. Die christlichen Historiker konzentrieren sich eher auf die Dogmengeschichte; Autoren wie Hieronymus, Augustinus und Orosius relativieren die Eroberung Roms 410, während Schriften apokalyptischer Tradition lebendige Einzelszenen des Untergangs bieten. Insgesamt fehlen daher tiefer gehende Analysen des Untergangs – die Literatur dient eher als Fluchtpunkt denn als Mittel, die Ausweglosigkeit der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Gesamtlage zu beleuchten.

ZEITEN(W)ENDEN

Der zweite Abschnitt mit dem Titel ‚Zeiten(w)enden‘ reflektiert unterschiedliche Zeitentwürfe, die im frühen Prinzipat vorlagen oder im Rekurs auf diese Zeit neu konstruiert werden.

In ihrem Beitrag „Zeitlose Orte: Überlegungen zur fragilen Zeitstruktur von Höhle, Nacht und Paradies in der römischen Literatur“ zeigt Anja Wolkenhauer aus mentalitätsgeschichtlicher Perspektive, welche Zeitvorstellungen es in der Antike neben den gängigen zyklischen oder linearen Modellen gab, die durchgängig als alternative, nicht konkurrierende Entwürfe zu gelten haben. Kategorien der Betrachtung sind die Zeit als kosmische Konstante, Zeit als kulturelles Konstrukt und Zeit als individuelle Erfahrung. In welchen Texten und Diskursen diese Zeitauffassungen zu finden sind, illustriert sie in ihrem Aufsatz anhand der im Titel genannten Topoi der Höhle, der Nacht und des Paradieses. Hier ist zu sehen, dass nicht

nur Raum, Zeit und Wahrnehmung aneinander gekoppelt sind, sondern auch, dass Raum-Zeit-Konstellationen als Projektionsfläche für zivilisationskritische Reflexionen dienen. So ergibt sich als Erkenntnis, dass gerade in der Nacht nicht nur die Möglichkeiten der Wahrnehmung eingeschränkt sind, sondern diese auch mit der Abwesenheit von sozialer Ordnung und kulturellen Errungenschaften assoziiert wird. Utopische Vorstellungen wie das Paradies oder die Insel der Seligen hingegen setzen eine gleichförmige Unendlichkeit voraus, die in einer fiktiven historischen Entwicklung deutlich vor dem Einsetzen der Zivilisation anzusiedeln ist.

Der Beitrag „*dubium tempus*: Zeitenende und -anfang als Strukturprinzip der Literatur in neronischer Zeit“ von Meike Rühl geht der Frage nach, inwiefern sich im ersten Jahrhundert die Metaphern und Modelle, mit deren Hilfe Zeitwahrnehmung artikuliert wird, verändern. Hier wird zunächst in einem Vergleich mit Texten der augusteischen Zeit deutlich, dass Neros Herrschaft ausdrücklich auf das augusteische Modell rekurriert, was einen wiederholten Anfang impliziert. Anders als in der zeitgenössischen Deutung des augusteischen Rom, die die Unmittelbarkeit des neuen Anfangs unterstreicht, wird in neronischer Zeit jedoch die Mittelbarkeit der Herrschaftsinszenierung betont. Dies hat zwei Dinge zur Folge: zum einen, dass der Charakter des kulturellen Konstrukts wahrgenommen und instrumentalisiert wird, zum anderen, dass durch den Zug der Theatralität eine räumliche und zeitliche Distanz zum Geschehen erzeugt werden kann. Angesichts des sich wiederholenden Anfangs und Endes und der damit einhergehenden Verfügbarkeit relativiert sich das artikulierte Zeitempfinden des frühen Prinzipats so zu einer Perspektive, die das Geschehen aus der Ferne betrachtet.

Dem Wandel des Epochenbewusstseins in der Avantgarde des italienischen Humanismus, die in vielfältiger Weise an klassisch-antike und spätantik-christliche Modelle anknüpft, widmet sich der Beitrag von Elisabeth Stein „Alles golden? Literatur(geschichte) aus der Sicht der Humanisten“. Er geht von einem chronologisch angelegten Tableau der Werke des 15. und frühen 16. Jahrhunderts aus, die sich einer frühen Literaturgeschichtsschreibung zurechnen lassen, also der Reflexion über die Stellung der eigenen Produktion innerhalb des als zentral wahrgenommenen bzw. stilisierten Feldes der Literatur. Deutlich wird eine einerseits aus der inneren Dynamik der humanistischen Bewegung (Ablösung einer ‚goldenen‘ Generation durch Literaten, die sich selbst als epigonal empfinden), andererseits aus äußeren historischen Umständen (politische, militärische und wirtschaftliche Krisen) gespeiste Entwicklung, die zum allgemeinen Gefühl des Niedergangs führt. Einen dramatischen Schub erhält die pessimistische Grundstimmung durch den Sacco di Roma, der von den italienischen Humanisten als Katastrophe wahrgenommen wird. Beispielhaft wird dies am *Dialogus* des Paolo Giovio, der den Sacco di Roma literarisch bewältigen will und als Sinnbild des Niedergangs vor allem im zweiten Buch den Erfolg des Volgare, mithin die Krise der humanistisch-klassizistischen Literatur erörtert. Giovio zeigt nicht nur ein klares Dekadenzbewusstsein, sondern analysiert auch deren Gründe, überwiegend mithilfe analogisch übertragener antiker Deutungsmuster sowohl für den Verfall der Rhetorik (*defectio ingeniorum*) als auch des Übergangs der kulturellen Dominanz vom Griechischen zum Lateinischen (so nun vom Latein zum Volgare). Als selbst hochliterarisches und von

antiken Zitaten und Anspielungen gesättigtes Werk unterläuft der *Dialogus* freilich *ipso facto* die Dekadenbehauptung und zeigt die Ambivalenz des gelehrten, durch seine Topizität ausgezeichneten Endzeitdiskurses.

ZEITENENDEN

Das Kapitel ‚Zeitenden‘ schließlich befasst sich mit den grundlegenden Neuerungen in der Zeitwahrnehmung und -deutung, insbesondere dem Vordringen eschatologischen Denkens, die der religiöse Wandel der Kaiserzeit, namentlich die Verbreitung des Christentums, aber auch die des Manichäismus mit sich bringt.

Dem Kerngedanken der vielleicht dichtesten endzeitlichen Schrift des frühen Christentums geht Klaus Wengst nach in seinem Beitrag „Es wird keine Zeit mehr sein.“ (Apk 10,6). Vom visionären Schreiben, dass es nicht immer so weiter geht, in der Apokalypse des Johannes“: Die Johannesapokalypse ‚enthüllt‘ in visionären Bildern, dass nicht das brutal herrschende, vermeintlich so übermächtige Imperium Romanum, sondern der am Kreuz hingerichtete Jesus Christus die wahre Hoffnungsperspektive bietet. Dessen Zeit ist aber noch nicht angebrochen, noch lebt die Welt daher in der Katastrophe. Die Christen, die verzweifelt des Endes der bedrückenden Gegenwart harren, sollen sich, so die Botschaft der Offenbarung, als vorbildliche Gemeinschaft von ihrem verderbten Umfeld absetzen. Im Text drückt sich dabei keine unmittelbare Naherwartung aus, sondern eher die Erfahrung, dass bis zur Wiederkunft Christi noch einige Zeit vergehen kann; gleichwohl ist sie begrenzt. Diese widersprüchliche Aussage ist die dem Autor einzig mögliche Hoffnungsperspektive: Gott scheint in einer Welt voller Unrecht nicht einzugreifen, und doch ist er der Kommende und der, der den Toten Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Die Johannesapokalypse bietet also eine Fülle von alttestamentlichen Bildern auf, um den bedrängten Christen das unmöglich Erscheinende als reale Möglichkeit ermutigend vor Augen zu führen: Das zerstörte Jerusalem wird zum Zentrum einer gerechten Welt, Rom wird in Trümmern liegen.

Der Beitrag von Stefan Freund, „*Horret animus dicere*. Form und Transformation des Endzeitdiskurses in der frühchristlichen lateinischen Literatur“, geht der Frage nach, wie einem römischen Publikum die eschatologische Botschaft vermittelt wurde. Die Schwierigkeiten dabei sind beachtlich: Die christliche Verkündigung vom Ende umfasst auch furchterregende Katastrophen und ist teilweise in eine rätselhafte Bilderwelt gekleidet. Dem paganen Denken sind die konsequente Ausrichtung auf das Ende, die Vorstellung von einem Weltgericht und der darin sich manifestierende Wahrheitsanspruch des Christentums fremd. Schließlich stellt die Botschaft vom Ende der herrschenden Ordnung und vom Triumphieren der Christen Staat und Gesellschaft grundlegend in Frage. Im zweiten Teil wird vor diesem Hintergrund der Umgang mit den Aussagen zur Endzeit betrachtet: In der Passio Perpetuae kommt allein eine individuelle eschatologische Sichtweise zum Tragen. Tertullian behandelt eschatologische Fragen eher am Rande. In den Schriften, die sich an ein paganes Publikum richten, knüpft er an eine augenscheinlich verbreitete Stimmung an, in einer Zeit von Katastrophen zu leben, und betont, wenn er die

Wiederkunft Christi schildert, das Gebet der Christen um den Aufschub des Endes. Ein eschatologischer Triumphalismus schimmert allenfalls durch. In den innerchristlichen Schriften hingegen tritt dieser Aspekt viel deutlicher hervor. Minucius Felix beschränkt sich auf einen Blickwinkel, der die christlichen Endzeitvorstellungen ganz nahe den stoischen erscheinen lässt. Cyprian legt die Vorstellung eines Alterns der Welt zugrunde und leitet aus dem baldigen Ende die Dringlichkeit seiner Heilspredigt ab, die sich an Christen wie Nichtchristen richtet. Für Laktanz ist das Ende ambivalent: Einerseits bringt das Weltgericht endlich den Verfolgern Strafe und den Gottestreuen den verdienten Lohn, andererseits gehen ihm solche Schrecken voraus, dass die Christen berechtigterweise für dessen Aufschub beten.

Der Beitrag von Christoph Schubert zeigt am Beispiel des christlichen Dichters Commodian, wie die politische und ökonomische Krise des 3. Jahrhunderts und die ersten reichsweiten Christenverfolgungen des Decius und Valerian innerhalb eines apokalyptischen Deutungsrahmens als Zeichen der Endzeit wahrgenommen, literarisch verarbeitet und vermittelt werden konnten. Commodian entwirft auf der Grundlage der Offenbarung des Johannes mit prophetischem Gestus eine Geschichte der Zukunft, an deren Schwelle sich die zeitgenössischen Leser durch hinreichend klare ereignisgeschichtliche Anspielungen verorten können und deren drastisch ausgemalte Alternativen – ewige Seligkeit für die verfolgten Christen, ewige Verdammnis für die Nicht-Christen – sowohl zur Positionierung in der Gegenwart nötigen als auch ein Sinnstiftungsangebot für Leid und Verfolgung machen. Zur Vermittlung der „eschatologischen Gegenwartsdeutung“ werden literarische Strategien genutzt, die sich als Ausprägungen eines bewussten Exotismus und des gleichzeitigen Versuchs der Inkulturation beschreiben lassen.

Als weder klassisch-antikes noch christliches Zeitkonzept kann das als mythische Rede gefasste des Manichäismus den Blick für die Problematik einer zu schlichten Dichotomie von Linearität und Zyklizität der Zeitauffassung schärfen. Markus Stein stellt in seinem Beitrag „Lichtbefreiung durch drei Zeiten. Zum manichäischen Zeit- und Geschichtsverständnis“ zunächst die Grundlinien der dualistischen manichäischen Lehre vor, die von drei Phasen ausgeht: einer ersten, in der Licht und Finsternis getrennt waren, einer zweiten der Mischung und des Kampfes, und einer dritten der erneuten Trennung von Licht und Finsternis. Der auf den ersten Blick zyklisch anmutende Ablauf trägt ein lineares Element in sich, insofern die erste und dritte Phase aus der Ewigkeit kommen bzw. in sie hinein laufen und in der dritten Phase eine neue Qualität der Trennung von Licht und Finsternis erreicht wird. Die aufgrund der Quellenlage schwierige Rekonstruktion der Auffassung, die Mani zur mittleren Phase und ihrem in sich dreigeteilten Ablauf vertrat, führt darauf, dass die eigene Gegenwart in jedem Fall als Schwellenzeit unmittelbar vor oder zu Beginn der finalen Trennung von Licht und Finsternis gesehen wurde und sich daraus Handlungsimperative an die Gläubigen ableiteten, um an der unmittelbar in Gang gesetzten oder kommenden kosmischen Erlösung Anteil zu haben.